Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 40

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646228

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

3wei Gedichte von Walter Dietiker.

Stilleben.

Ein schweigsam Tor aus goldverbrämten Stäben, Des Hauses Stirn sinnt alten Rätseln nach. Kaum daß des Epheus grüne Blätter beben; Pur Gartenkühle atmet stillgemach.

Ein Sonnenstrahl fällt leis in Dornenzweige Und webt im Rasengrün ein goldnes Band; Das Märchen lehnt am seuchtbemoosten Steige, Ein rotes Rosenblatt auf weißer hand. Das Märchen steht geneigten haupts und lächelt, Das dunkle Rosenblatt sprüht roten Schein; Der Windhauch, der es einmal hergefächelt, Schlief lange schon mit müden Schwingen ein.

Er träumt von Düften, die er einst getragen Als er durch dieses Gartens Weite ging, Und als Gedanke aus den Sommertagen Ruht still im Licht ein goldner Schmetterling.

Baum im Berbft.

In seinem Leben waren Stunden,
Da Sommer war und hohe Zeit
Und er zum Lichte sich gefunden —
Nun strahlt er selbst und leuchtet weit.

Steht hoch und golden in den Tagen, Der eignen Sonne haus und hut, Und lächelt still auf meine Fragen Und leuchtet groß aus eigner Glut.

Die Geschichte des Heinrich Leng.

Bon Alfred Suggenberger.

. 1

Auf dem Heinweg kam er ganz mit sich darüber ins Klare, daß er Sabine diesen Abend sehen müsse, wenn es auch nur für ein paar Minuten war. Gewiß, er mußte sich ein bischen Mut bei ihr holen. Und Geduld für die Wartezeit, die ja vielleicht recht lange dauern konnte. Der Ausblick auf diese Möglichkeit stimmte ihn krübe und unfroh. Wenn es ein Jahr dauern sollte, — zwei — drei? Und er durfte nur verstohlen zu ihr hinschleichen, so recht wie ein Uebekkäter...

Unterhalb Lenhenholz holten ihn einige andere Kirchgänger ein, jüngere Burschen aus dem Dorfe. Sie berichteten ihm, daß heute abend ein Vest bevorstehe: sein Lied werde in Kasparshub zum besten gegeben, und zwar um drei gelungene Berse vergrößert, die man ihm in gemeinschaftlicher Arbeit angehängt habe. Er müsse nämlich nicht glauben, daß er allein dichten könne. Hoffentlich werde er bei dem Anlaß mittun, schon für den Fall, daß es spuken sollte. Seinrich lehnte ohne Umschweise ab. Es sei ihm nicht mehr daran gelegen, und er glaube, er habe seinen Teil jeht getan. Es könne ein anderer da ansangen, wo er aufsgehört habe.

Sie waren ungehalten und spöttelten weidlich. Ob ihm etwas in den lätzen Sals gekommen sei oder ob er am Ende auf eine gewisse neugebadene Witfrau spanne und nachher Kasparshuber Ehrenbürger werden wolle?

Heinrich konnte aus ihrer Rede nicht klug werden, ließ sich aber nicht weiter ein und ging seiner Wege.

Daheim erwartete ihn die Schwester mit einer mertwürdigen Neuigkeit. Die von der Zeltegg sei denn also ins Leid gekommen. Allzu viel Augenwasser werde sie zwar um den Leininger nicht vergießen, sie habe ja von Anfang an auf das gerechnet. Und auf sein Abscheiden habe sie geplanget*), wie ein Hund aufs Metzen. So gescheit sei

^{*)} bon plangen, sehnsüchtig warten.

das Bucherli freilich gewesen, daß er ihr das Gütchen schon gleich im Anfang habe verschreiben müssen, noch bevor sie nur ja gesagt.

Heinrich vermochte sich nur schwer zu verstellen. Er war ganz zerfahren und wußte nicht recht, was er tat und sagte. Bei der Mittagssuppe langte er noch mehrmals in den Teller, nachdem dieser bereits ausgelöffelt war. Gleich nach dem Essen ging er ins "Rößli" hinüber, um sich die mertwürdige Nachricht, die er einfach noch nicht glauben tonnte, am Wirtstisch bestätigen zu lassen. Während sich das Gespräch der Sonntagsgäste eine zeitlang ausschließlich um den Glücks und Trauerfall der Leiningerin drehte, versbarg er sein Gesicht hinter einem Zeitungsblatt, dis ihn der neben ihm sitzende Emil Tischberger leicht von der Seite anstieß. "Du — geht dich denn das gar tein bischen an, hä?"

Fünfzehntes Rapitel.

In der Witwenftube.

Heinrich brachte es nicht über sich, an der Beerdigung teilzunehmen, obsichon fast jede Familie im Dorf sich durch einen Leidgenossen vertreten ließ, wie man denn in solchen Sachen die gegenseitige Abneigung hintansetze. Es war ihm, als hätte man mit Fingern auf ihn zeigen mussen.

Aber schon am zweiten Abend nach dem Begängnis mußte er dem Zwang seines Serzens nachgeben. Gleich nach dem Füttern kleidete er sich um und schlich auf Seitenwegen nach dem von ihm so viel befehdeten Dorf hinab, das nun merkwürdigerweise das Ziel seiner Wünsche und Sehnsüchte geworden war.

Er wagte nicht gleich, an das niedrig gelegene Fenster zu klopfen. Wenn er ihr ungelegen kam? In geduckter Stellung spähte er durch eine Ritze neben dem gefälteten Umhang in die Stube hinein.

Sabine saß, leise wie ein Kind weinend, am Tische. Ihr Leid, dem er nicht auf den Grund zu sehen vermochte, tat ihm unendlich weh. Er empfand es als Unrecht, sie zu belauschen; aber er konnte die Augen doch nicht von ihr wegtun, dis sie jetzt, sich unversehens aufraffend, ans Fenster trat und es sogleich öffnete.

Sie zeigte sich über seine Anwesenheit nicht im geringsten überrascht. Er wunderte sich, wie sonderbar ruhig und innerlich gelassen sie sich jeht geben konnte.

"Ich habe schon gewußt, daß du tommst", sagte sie, scheinbar ohne jede Erregung. "Du mußt aber ein wenig warten, der Dienstbube ist noch in der Küche. Wenn er dann oben ist."

Schon nach wenigen Minuten stand sie leise winkend unter der Tür. Nachdem sie sorgfältig den Schlüssel absgedreht hatte, hing sie sich gleich im Hausgang mit beiden Armen an seinen Hals und brach wieder in heftiges Weinen aus.

Er suchte sie mit Liebtun und Kosen zu beschwichtigen, bis sie sich endlich ein wenig faßte. "Gelt, ich bin ein dumsmes Mensch!" schalt sie sich wegwerfend. "Aber ich kann halt einfach nicht anders, ich bin wie zerfallen. Manchmal mein' ich, es sei nicht mehr ganz recht mit mir."

"Es kommt dann schon wieder besser", redete er ihr zu, wie man ein kleines Kind tröstet. "Und es ist ihm ja gewiß nur wohl geschehen." Sie schüttelte sich heftig. "D! Du meinst, es sei das! Ich will doch keinem Menschen auf den Hals binden, daß ich seinetwegen so tue! Iubeln sollt ich ja, überlaut, über alle Seiden hinaus! Aber wenn ich nun einmal weinen muß?"

"Wein' dich nur aus, das tut dir gut", beriet und betreute er sie, ohne sie doch zu verstehen.

Sie führte ihn nun in die Stube, wo sie ihn mit einem Lächeln auf dem noch mit Tränen überströmten Gessicht willkommen hieß. Er dachte bei sich: ein Weibervolk kann alles in einem Augenblick: lachen, weinen, aufbrausen wie der Kalkbrocken im Wasser, und dann wieder studieren bis auf tausendundneun!

"Es ist zwar noch nicht an der Zeit, für uns zwei, und ich sollte es nicht tun", beschuldigte sie sich aufrichtig. "Aber wenn man halt gar niemanden hat, mit dem man raten fann? Und wenn einem die Gedanken ganz durchseinander kommen wollen?"...

Sie sah den Fenstervorhängen nach und setzte sich dann neben ihn auf die Bank. Wie neugierig nahm sie eine seiner breiten Hände zwischen die ihrigen. "Nein, was du für große Hände hast! Du hast schon sest schaffen müssen. — Aber sag', warum bist du denn nicht zum Leichgang gestommen? So war es mir immer, als müßt' ich ganz seelensallein hinter ihm dreingehen."

Er suchte sich, so gut es ging, zu entschuldigen, und sie konnte ihn schließlich verstehen.

"Ich hab' einen im Zuge sagen hören: "Die verstellt sich doch wenigstens nicht zu start", sing sie wieder zu berichten an. "Denn ich hab' wirklich nicht eine einzige Träne gefunden. Bis zu dem Augenblick, wo wir aus der Kirche herausgekommen sind. Die jungen Mädchen haben da so schön in der Reihe gestanden. Das hat mich übernommen, das allein. Und die Mutter hat immer leise geschimpst neben mir: "Tu doch nicht so, es glaubt dir's ja kein Mensch!"

— Ja, wenn ich nur anders gekonnt hätte!"

Sie sah müde vor sich hin. Ihre Augen schwammen schon wieder in Tränen. Es fiel ihm erst jeht auf, daß sie bleich und abgehärmt aussah.

"Du haft wohl viel Mühe gehabt die lette Zeit und wenig schlafen können", sagte er besorgt.

Sie warf das Gesicht rasch nach ihm herum. "Gelt, ich gefall dir nicht mehr! Ia, ja, der Spiegel hat es mir schon gesagt!"

Gleich schlug sie wieder einen andern, besinnlichen Ton an. "Bom Schaffen und Wachsein kommt das nicht. Nein. Aber wenn man jeden Tag und jede Stunde keinen andern Gedanken fassen kann, als den einzigen: Jeht bist du um deine junge Zeit gekommen. Kein Mensch und kein Engelkann sie dir wiederbringen!... Wenn ich halt nur die Mädschen nicht so schön in der Reihe hätte stehen sehen!..."

Sie schrak leise zusammen, wie über sich selber ungehalten. "Ah — was sag' ich da zu dir! Das kannst du ja nicht verstehen. Ein Mann ist zu klotzig und weiß von allem nichts."

Er zog sie mit unbeholfener Zärtlichkeit an sich. "Wohl freilich versteh" ich das, du...!"

"Nicht recht, glaube ich, nur so obenhin. — Aber gelt, wir wollen jeht von etwas anderm reden. Bom Schaffen, von den Reben oder von so etwas. Man kann sich dabei eher vergessen."

Sie lächelte vertraulich zu ihm auf. "Ich hab' es ganz fest im Sinn gehabt, dir heut abend meinen kleinen Viehstand zu zeigen. Weißt: meinen, sag' ich! Die Stube da, der Tisch, an dem wir siken, und das Land: alles ist jekt mein! Es stehen ihrer fünf. Hand ich hab' doch in den lekten Monaten jeden Handschr allein machen müssen. Der Dienstube ist erst seit vier Tagen da. — Ich behelf' mich jekt mit einer halben Silf', so gut es geht. Ein Knecht im Haus, das würde mir nicht passen. Und dir?"

Statt auf die nedische Frage zu antworten, küßte er sie auf Mund und Wangen. Sie war aber nicht recht dabei und machte sich bald von ihm frei, indem sie aufstand und an den Tisch hintrat. "Es steht mir nicht an, so etwas. Nein, ich sollte mich schämen. Wenn man noch keine acht Tage Witfrau ist. Du darfst jeht lange, lange nicht mehr kommen. Wenigstens einen Monat. Ich möcht nicht gern mit so etwas in der Leute Mäuler kommen. Und wir haben ja dann lang genug Zeit zum Liebsein — wenn du einmal ganz da bist."

Bei der letten Bemerkung überkam ihn ein heftiger Schreck, den er mit dem besten Willen nicht zu verbergen wußte.

"Was studierst du denn auf einmal so und machst so spässige Augen?" fragte sie verwundert.

"Du hast vorhin etwas gesagt..."

"Was denn?"

"Ich meine nur so..." Er war noch nicht mit sich im reinen darüber, ob er ihr gleich die Wahrheit bekennen solle oder nicht. Aber sie ließ nicht nach mit Drängen, dis sie den Grund seines schweren Unbehagens kannte.

Sie schien aufs höchste überrascht. "Als ob sich so etwas nicht von selber verstünde! — Schulden sind etwa nicht zu viele da. Und wenn du das Land siehst... An Haus und Scheuer braucht man nichts zu bauen. Eineweg kann man sich da besser kehren und aneinander vorbeistommen als auf deiner engen Gerechtigkeit."

Er sah sie mit weitgeöffneten Augen an. "Aber du glaubst doch nicht im Ernste, daß — —"

"Was, daß...?"

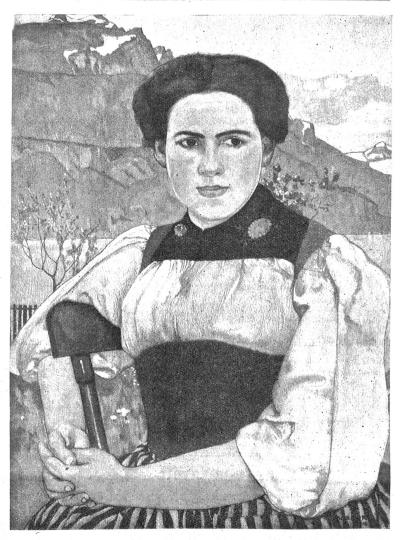
"— daß ich da in Kasparshub leben könnte!" Er spudte unwillkürlich aus.

Sie gab etwas klein bei. "Ich hab' es auch lernen mussen."

"Das ist etwas anderes."

"Freilich hab' ich kein Lumpenlied auf die Kaspersshuber gedichtet", sagte sie nun schnippisch, suchte aber ihre kleine Bosheit sosort wieder zu verdecken, indem sie begüstigend weiterfuhr: "Ich glaub' ja gern, daß es dir im Ansfang Mühe macht. Aber das ist nur so die erste Zeit. Und wegen ein paar Nachtbubenstreichen — — 0, was man auf der Welt nicht alles vergessen muß!"

"Wir wollen hent lieber nicht mehr von dem reden", riet er gedrückt, "Das wird sich ja dann schon finden."



Max Buri: Berneroberländerin.

Da trat sie dicht vor ihn hin. "Wenn ich es aber jetzt wissen will. Jetzt, jetzt! Glaub' nicht, daß ich von diesem Gütlein weggehe!"

Er war sehr bedrängt. "Ist dir denn das meinige zu gering?"

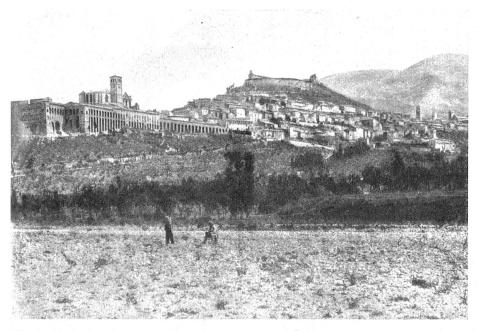
Sie schüttelte bestimmt den Kopf. "So etwas mußt du dir wieder nicht einfallen lassen. Was wäre doch der Rößliplatz, wenn euer Saus mit dem Giebelchen nicht wäre! Schon als Kind hab' ich mir manchmal meine Gedanken gemacht, wenn ich es mir ansah. Ich glaube, es könnte mir darin ganz wohl gefallen. Salt, weil es so kurzweilig mitten im Dorfe steht. Und weil man so schön über den Platz und aufs Wirtshaus hinüber sieht. Wie da die Leute ein= und ausgehen. Und die Fuhrwerke und alles. — Aber jetzt ist es halt so."

"Du mußt dir dann erst einmal das ganze Heimeli recht ansehen", bat er in beweglichem Ton.

Sie sette sich an den Tisch und sah nach der andern Seite. "Ich brauch" mir nichts anzusehen, ich weiß ohne das, was ich will. Und du kannst bloß ja oder nein sagen."

Er streckte verlangend die Arme nach ihr aus. "Du hast so lieb sein können — du!"

"Sagst du nicht "ja"?" Sie sah sich nur flüchtig nach ihm um und verharrte trotig in ihrer schmollenden Stellung.



Hijiji, der beburtsort des heiligen Branziskus. Links die Bajilica S. Brancesco mit dem darunter befindlichen Kloster.

"Du bist vielleicht nicht immer so gesinnt wie jett", brachte er nach einer Weile ausweichend vor. "Salt mit dem Sangen an diesem Sössein, mein" ich."

"Immer, immer!" widerredete sie ohne Bedenken. (Fortsegung folgt.)

Franz von Affisi.

Wir stehen im "Jubeljahr des Beiligen". Am 3. Oftober nächsthin, am 700. Todestage des Franz von Assisi. werden die Festlichkeiten zu Ehren des umbrischen Seiligen ihren Söhepunkt erreichen. Sie begannen schon anfangs August. Im festlich erleuchteten, überfüllten Dom San Rufino in Affifi selbst celebrierte der Bischof eine mitternächt= liche Messe. Damit war das Iubeljahr eröffnet. Schon Tage vorher hatten die weither gereisten Bilger und die Bauern der Dörfer alle Altäre in und um das Gebirgs= städtchen herum mit Feldblumen geschmückt. Keierlicher Glodenklang von den Türmen der Stadt und der Dörfer und Salutichuffe von der Bitadelle herab begleiteten die endlose Prozession vom Dom nach der Rathedrale des Beiligen Franziskus. Eine illustre Gesellschaft von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, Abgesandte aus aller Welt, war zu diesem Feste nach Affisi gekommen. Der Papst, der König und natürlich auch Mussolini waren vertreten und sandten ihre Gaben und Gruge. Das hatte sich der Poverello, der auf dem Marktplate von Affifi als Pazzo, Narr, Narr! von den Kindern Berhöhnte, nicht träumen lassen, daß an ihn einst so viel Ehre und Auswand verschwendet würde. Und alles dies zu höherer Ehre der Rirche und des Landes, dem er angehört hat.

Nein, Franz von Assiss gehört nicht blaß der katholischen Kirche und nicht bloß Italien an. Er ist der Seilige der Menschheit, wie Christus ihr Lehrer ist; die Verkörperung ihrer Sehnsucht nach dem innern Frieden, nach Güte und Liebe. Darum haben auch wir Nichtitaliener und Nichtstalboliken das Bedürfnis und das Recht, mit gläubiger Verehrung an sein Vild hinauszublicken.

Gerade unsere Zeit ist ersüllt von Sehnsucht nach jenem Geiste, der dem reichen Kaufmannssohn von Assisi die Kraft gegeben hat, sich aller irdischen Güter zu entschlagen, ja nacht sich hinzustellen vor die Menschen, um frei zu sein jedes Zwanges außerhalb des göttlichen Gebotes. Wir

fangen an, die absolute Herrschaft des Berftandes über unser Geelenleben als eine Fessel, ja als ein Unglud zu empfinden. Das ewige Fragen nach dem Rühlichen und Zwedmäßigen hat unserem Leben das materialistische Joch auferlegt, von dem wir nun nicht mehr los= tommen tonnen. Die Bermillionen= fachung all der in selbstischem Streben nach Wohlsein und Wohlstand auferzogenen Egoismen führte zu den Uebeln unserer Beit: zum Kapitalismus und zum Ma= tionalismus. Der Weltfrieg war uns ein Memento. In Millionen lebt der Wunsch, halt zu machen auf dem Wege, der die Mensch= heit in diesen Rrieg geführt hat und der sie, wenn er weiter be= schritten wird, neuen Ratastrophen entgegen führen wird. Gie möch= ten, daß die Herrschaft des Berstandes durch die Berrschaft des Herzens abgelöst oder zum mindesten ergangt würde. Die nin= stische Welle, die weite Rreise er-

faßt hat, ist aus dieser Sehnsucht nach fernen Seelenufern zu verstehen.

Das Hochmittelalter, dem ein Heiliger Franz geschenkt wurde, war eine ähnliche Zeit. Sie war durchwühlt von Leidenschaften, sie war voll Kampf und Greuel. Die Städte Italiens lagen miteinander in ewiger Fehde. Dantes Göttsliche Komödie ist hiefür ein beredtes Zeugnis. Paul Sabatier*) vergleicht diese Zeit mit der Jünglingszeit des Einzelmenschen. Sie war voll Sturm und Drang, voller Stimmungen und Impulse. "Die Menschen besahen alle Laster außer der Gemeinkeit, alle Tugenden außer der Mäßigung. Sie waren Räuber oder Heilige." Die Wunder schienen in der Luft zu liegen. Die Menge griff gierig dasnach, wenn sich eines verkündigte. Heute wissen das sie möglich sind, jene von toten Knochen ausgehende Heilungen: es war die Glaubenskraft, die den Reliquien das Wunder abzuringen vermochte.

Der Sohn des reichen Tuchhändlers Bernardone, der seine Sabe den Armen verschenkte, der sich die Armut als Braut erfor, der den Aussätzigen diente, der Geldeslohn ausschlug für seine Dienstleistungen, er erschien seinen Beitgenossen als ein Wunder. Wir Heutigen würden wohl einen Franz von Affifi, trate er heute auf, dauernd in einer Irrenanstalt versorgen. Denn man darf nicht vergessen, daß Franz schweres Aergernis erregte. Die Familie zürnte ihm. Die Kirche sah sich durch sein Laientum, das sich priesterliche Funktionen anmaßte, in ihrer Autorität verlett. Der Bischof von Affisi und der Papst suchten ihn zur Umkehr zu bewegen. Sätte er damals, als er mit seinen Ordensregeln nach Rom tam, um sie vom Seiligen Bater sanktionieren zu lassen, nicht schon halb Italien hinter sich gehabt, Innocent III. hätte ihm niemals seinen Segen gegeben. Denn als einer der Letten hätte dieser ehrgeizige Mann auf dem Stuhle Betri selber die Regeln befolgen mögen, die ihm Franziskus vorlegte, obschon sie die reine Lehre Christi in konzentriertester Formel zusammenfaßte. Denn der Heilige, so nannten ihn schon bald nach seinem Auftreten die Zeitgenoffen, hatte sich zur Nachfolge Chrifti auch da entschloffen, wo sie am schwersten ist. Als er einst in S. Damian auf Wunsch des Priesters aus der Heiligen Schrift vorlas, stieß

^{*)} Er hat ein glänzendes Buch über Franz von Assis geschrieben. Eine tressschiede deutsche Uebersetzung von Margarete Lisco ist in Raschers Sammlung "Europäische Bücher" erschienen: Paul Sabatier, Das Leben des Heiligen Franz von Assis. Bürich 1919, 319 Seiten.